

Vestalinnen

Autor(en): **Hess, Hanne**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **13 (1923)**

Heft 48

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646388>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 48 — XIII. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerel, Bern

Bern, den 1. Dezember 1923

Bestalinnen.

Von Hanne Heß.

Frauen tragen ihre Seelen
Lichtern gleich in zarten Händen.
Wehe! Die ihr Auge wenden,
Lassen ihre Klammern schwelen.

Doch die andern sorglich gehen
Und ihr Auge ängstlich wachet,
Daß kein Glutwind jäh entfacht
Ihre Klamm' mit wildem Wehen.

Schützend breiten sie die Hände —
Wie die Blätter weißer Blüten
Dicht des Kelches Glut behüten, —
Um der Ampel goldne Wände.

Broneli.

Erzählung von Josef Reinhart.

1

Als der Schnee auf den alten Tannen hinter dem Dorfe lag, war Broneli in seinem Häuslein wieder so einsam wie im Grab. Und auf dem schmalen Fußweg, der durch die Matten sich zieht, sah man keinen Tritt mehr.

Am Waldsaum kauert das Hüsl, scheu und verschämt wie ein verschupptes Menschlein. Fußhoch liegt der Schnee auf dem Strohdach, und die rauchtrüben Eiszapfen reichen nah bis zum Boden; zwei Fenster schauen ins Schneeland hinaus wie schwache Blinzelauglein unter tiefem Schirmdach herfür.

Still ist's da oben; das Geißlein ruft einmal vor Langedzeit aus seinem Schopf herüber, oder ein Vogel oder Hühnlein pickt auf dem ausgetretenen Holztritt.

Einmal geht langsam die schwarze Tür von innen auf, und Broneli tritt aus dem dämmerigen Raum der Küche; vornübergebeugt, trippelt es heraus an seinem Stock, und das irdene Schüsselchen zittert ein wenig in der dürren Hand.

Die schwachen Augen blinzeln vor dem frischgefallenen Schnee, und wie es mit zittriger Stimme seinem Hühnlein ruft, hebt es die Hand mit dem Stock über die Stirn. Einen Augenblick steht es vor der Tür und schaut, wie vor einem großen Bild staunend, in die starre Winterstille hinaus, knüpft dann das rote Kopfstuch fester unter dem spitzen Kinn, streicht eine dünne Strähne weißer Haare fast hastig zurück, und wenn jetzt aus dem Schuppen nebenan das Geißlein ruft, liegt wieder das müde Lächeln auf dem aschgrauen Faltengesicht. Als es hastig mit einer Handvoll Futter nach dem Stalle humpelt, tönt ein lieblosesendes Trösten aus Bronelis Wort. Wie zu einem Menschen hat es in seinem Alleinsein zum vertrauten Stalltier reden gelernt.

Und es muß immer ein Weilchen bei ihm stehen und zu ihm reden.

„Ja,“ sagt's „gelt, hast auch lange Zeit, bist vergessen und allein, wie's Broneli, du! Kommt nie ein Mensch zu uns! Wär wohl ein Wunder, wenn einer käm!“

Und streichelt mit magerer Hand das Tier, das aus großen Augen zu ihm aufschaut, als ob es das Wort vom Einzigein auch verstehen könnte. Dann geht die Stalltür wieder zu, noch einen Blick wirft Broneli hinauf nach dem Wald; schauernd wendet es sich zur Tür und humpelt an seinem Stock ins Stüblein.

Am Fenster ist sein Platz, den Tag hindurch; da nimmt es das Stridzeug wieder auf, zählt und hält es mühsam gegen die kleinen Scheiben. Und es jeuzt einmal, wie die Schwarzwälderin an der Wand. Langsam, als koste jeder Schlag ihr Mühe, gibt sie die Stunde an: „Nümm lang!“ Das will ihm nicht mehr aus dem Kopf, während die Dämmerung ins Stübchen schleicht.

„Ja, hast recht, du an der Wand! Nümm lang!“

Und es denkt, wie vor Monaten die Arbeit noch durch die Hand geglitten, und jetzt! So will's und will's nicht mehr, schwer die Nadel und wie ein ewiger Nebel vor den Augen. Und am heilig Frauentag ging's noch leicht fast durch den Feldweg zur Predigt und zum Hochamt. Es hört des Pfarrers Wort noch immer.

Jetzt läßt Broneli das Stridzeug fallen in den Schoß, und sein Blick geht hinaus, übers Schneefeld weg, wie wenn er dort draußen hinterm Wald und Dörflein etwas Schönes erreichen könnte. Und derweil ist's still im Stübchen. Nur an der Wand die Uhr jeuzt immerfort. Und